



## Buchtipp des Monats Februar 2019

© Erna R. Fanger

### „VON DER PEIN EINER DAVONGEKOMMENEN“

**Marceline Loridan-Ivens: „Und du bist nicht zurückgekommen“**, aus dem Französischen von Eva Moldenhauer. Insel Verlag, Berlin, 2015.

1944 wird Marceline, fünfzehnjährig, zusammen mit ihrem Vater, Solomon Rozenbaum, nach Auschwitz-Birkenau deportiert, wo man sie trennt. Er ist in Auschwitz interniert, sie in Birkenau. In dem hier vorliegenden Brief nun gibt sie sich, drei Jahre vor ihrem eigenen Tod, noch einmal Rechenschaft über die Legitimation ihrer eigenen Existenz ab. Da ist sie 86 Jahre und damit doppelt so alt wie ihr Vater, als er starb. Dabei stellt sich die Frage, wie viel mehr er, im Gegensatz zu ihr selbst, in der Familie gebraucht worden wäre. Von ihrem jüngeren Bruder zum Beispiel, der sich das Leben nahm. Es sind quälende Fragen, bohrende.



Und es bedarf 70 Jahre Abstand, sie zur Sprache zu bringen in einer Gesellschaft, wo nach 1945 Vergessen, Verdrängen angesagt ist, dem Erinnern zunächst kaum Raum gewährt wird. Hinzu kommen Verstörung und Ratlosigkeit der Überlebenden: „Überleben macht einem die Tränen der andern unerträglich. Man könnte darin ertrinken.“

„Ich bin ein fröhlicher Mensch gewesen“ heißt es gleich zu Beginn, „aus Rache dafür, dass wir traurig waren und dennoch lachten“. Doch mit den Jahren nimmt sie eine Veränderung an sich wahr, keine Bitterkeit, wie sie beteuert. Es ist, als wäre sie „schon nicht mehr da“ (...) „Ich habe hier keinen Platz mehr. Vielleicht weil ich das Verschwinden akzeptiere, oder es ist ein Problem des Wünschens. Ich werde langsamer.“

Dies bezeichnet die Warte einer radikalen Leerstelle, von der aus Loridan-Ivens sich mit schmerzender Klarsicht diesem Dilemma ihres Lebens stellt. Fortan kreisen ihre Gedanken um die letzte Nachricht ihres Vaters auf einem Zettel – „Mein liebes kleines Mädchen“ –, die der Zufall ihr zuspielen sollte, vier, fünf Sätze, an die sie sich partout nicht mehr erinnert, weil eine andere Erinnerung, die sie zeitlebens bedrängt, sich offenbar darüber geschoben hat. Die Erinnerung an eine Prophezeiung ihres Vaters: „Du wirst vielleicht zurückkommen, weil du jung bist, ich aber werde nicht zurückkommen“, von der Loridan-Ivens schreibt, sie habe sich ihr ‚ebenso stark und ebenso endgültig eingepägt wie einige Wochen später die Nummer 78750 auf ihrem linken Unterarm‘. Es sollte den Beginn eines lebenslangen Aufrechnens markieren, ihr Leben gegen das des Vaters. Noch einmal begegnen sie sich.

Die Prophezeiung ist falsch. Sie sinkt in seine Arme, „kostbare Sekunden“, die sie damit bezahlt, geschlagen zu werden bis sie ohnmächtig wird. Und immer wieder die Frage, warum sie sich nicht an die letzten Sätze des Vaters erinnert. Vielleicht wegen dieser Zuviel an Wärme, an Liebe, so dass es leichter scheint, die Erinnerung daran auszulöschen, als könnte man daran verglühen. Sie bleibt ‚sein liebes kleines Mädchen‘ – „Man ist es noch mit fünfzehn. Man ist es in jedem Alter.“

Luzide poetische Bilder wechseln mit Berichten über das Unsagbare in distanzierter Sprache von schneidender Präzision. Immer wieder unterbrochen von den Gedanken, warum die Erinnerung an diese letzten Worte, die wohl von Liebe und Hoffnung gekündet haben mussten, sie verlassen hat. Einmal mutmaßt sie

... aber es war keine Menschlichkeit mehr in mir, ich hatte das kleine Mädchen in mir getötet, ich grub direkt neben den Gaskammern, jede meiner Bewegungen widersprach deinen Worten und beerdigte sie.

Allen erzählt sie von diesem Brief, aber auch das bringt die Erinnerung nicht zurück, sie bleibt dem Vergessen preisgegeben. Ihrem Vater wiederum klagt sie „... wir scheinen beide derselben Verlassenheit anheimzufallen, dem Fluch und dem Staub.“ Und zunehmend kristallisiert sich heraus, wie sehr der Vater ihr selbst gefehlt hat. Bedingt nur vermittelt sich Erfahrung, zumal die Erfahrung eines Konzentrationslagers, sie lässt die Betroffenen nicht selten stumm und einsam zurück. So heißt es an einer Stelle

... wir hätten vielleicht nicht oft darüber gesprochen, doch die Ausdünstungen, die Bilder, die Gerüche und die Gewalt der Gefühle hätten uns wie Wellen erfasst, sogar in der Stille, und wir hätten die Erinnerungen durch zwei teilen können.

Und je mehr sie sich diesen Verlust schreibend vor Augen führt, keimen im Zuge dessen so etwas wie Fünkchen von Hoffnung auf, hat sie im Konzentrationslager doch eines gelernt, nämlich ‚die Tage zu nehmen, wie sie kommen‘. „Trotz allem gab es schöne Tage. Dir zu schreiben hat mir gutgetan.“ Auch wenn sie im Gespräch mit ihrem Vater keinen Trost findet, habe es doch ihre Beklemmung gemildert. Loidan-Ivens beendet ihren Brief, indem sie, im Gegensatz zu ihrer gleichwohl aus dem Lager zurückgekehrten Schwägerin, die dies bezweifelt, die bange Hoffnung ausspricht, einmal von sich sagen zu können, „ja, es hat sich gelohnt“, zurückgekommen zu sein.

Aber: Lesen Sie selbst, lesen Sie wohl!

*Unser herzlicher Dank für ein Rezensionsexemplar gilt Stefan Samtleben,  
Buchhandlung im Literaturhaus Hamburg*